

Die Wand reloaded

Leonhard F. Seidl

*Heute, am fünften November, beginne ich mit meinem Bericht. Ich werde alles so genau aufschreiben, wie es mir möglich ist. Aber ich weiß nicht einmal, ob heute wirklich der fünfte November ist. Mir sind einige Tage abhanden gekommen. Ich fürchte, dass sich in meiner Erinnerung vieles anders ausnimmt, als ich es wirklich erlebte. Was ich aber sicher weiß: Es war bereits zu Ende als es begonnen hatte.*

*Ich muss schreiben, wenn ich nicht den Verstand verlieren will. Es ist ja keiner da, der für mich denken und sorgen könnte. Ich bin ganz allein, und ich muß versuchen, die langen dunklen Wintermonate zu überstehen. Ich rechne nicht damit, dass diese Aufzeichnungen jemals gefunden werden. Im Augenblick weiß ich nicht einmal, ob ich es wünsche.*

Ich sitze auf der überdachten Terrasse der Hüpflinger Alm, einer alten Jagdhütte im Nationalpark Gesäuse, in der ich eigentlich nur zwei Wochen als Stipendiat hätte verbringen sollen. An einem Holztisch, mit einer Kerze darauf, die ich erst entzünde, wenn die Dunkelheit mich nicht mehr lesen oder schreiben lässt. Wenn ich nicht in den Bergen oder im Nachbartal, im Nachbarkar wie es hier heißt, unterwegs bin, um nach Menschen oder Tieren oder Essbarem oder Nützlichem zu suchen und keine Reperatur- oder Haushaltsarbeiten an oder in der Hütte zu verrichten habe, sitze ich hier, weil es viel heller ist als in der Alm, wo ich die kostbaren Kerzen aufbrauchen müsste. Hinter der Hütte schirmt mich eine steilaufragende, schwarze Felswand vom Haselkar ab, von der Sonne, aber auch von Wind und Wetter. Wenn ich meinen Blick schweifen lasse, liegt er vor mir; der lebende Berg. Perfekt in seiner Gestalt, anmutig, fast graziös, der zum Himmel geneigte Bergrücken. Wie die wohlgeformte Beckenkuhle meiner Frau. Von der ich mich jetzt auch noch räumlich entfernt habe, durch die Wand im Tal. Anstelle meiner Hand füllt die Kuhle heute der milchig-weiße Himmel aus, der das braun-gefleckte, saftige Grün besonders in Szene setzt.

Nebelfetzen wälzen sich über die auf einem Felsen vorgelagerte Fichte, schieben sich an ihr vorbei, legen sich über sie wie eine Haut. Unweit daneben, in einer schroffen Talsenke, voll graubraunem Geröll, steigt der Nebel geisterhaft zerrissen auf. Je nachdem, was er vom Berg verdeckt, verändert der Berg sein Wesen. Legen die schroffen Steilhänge seine Felswunden frei, offenbart er mir seine Verletzlichkeit. Das Grün auf seinem Rücken, der Kuhle dagegen, wirkt derart

fruchtbar auf mich, weckt und stillt zugleich meine Sehnsucht nach menschlicher Nähe, durch die irriige Annahme, dass darauf (immer noch) Mensch und Tier leben könnten.

Andi, der Mitarbeiter des Nationalparks, ein knurriger, aber humorvoller Typ, hatte uns vom Zug abgeholt und mit uns zusammen die Verpflegung für die nächste Woche eingekauft. In der Wochenmitte wollte er noch einmal nach uns sehen. Gab es hier doch weder Handynetze noch Internet. Dann war er noch einmal mit meiner Frau aufgebrochen, weil vermeintlich Zündhölzer fehlten, was glücklicherweise ein Irrtum gewesen war. Als sie am Abend nicht zurückkehrten, machte ich mir große Sorgen. Ich nahm die Landkarte in die Hand. Wusste nicht einmal, wo ich mich genau befand. In der Dämmerung aufzubrechen war lebensgefährlich. Ich könnte mir ein Bein brechen; verirren, verdursten, verhungern. Also heizte ich den Ofen, in dem das Feuer nach mehreren Versuchen und einer verrauchten Küche zu lodern und zu knacksen begann und eine wohlige Wärme verbreitete.

Die Jagdhütte besteht nur aus einer großen Wohnküche in Bauernstubenart, daneben ein Schlafzimmer und ein Plumpsklo für die Nacht. Anfangs suche ich noch nach dem Lichtschalter hinter der Tür, wenn ich eintrete, was ich mittlerweile nicht mehr tue. Sie liegt auf einer Anhöhe zwischen der Wand und einem Waldweg, der im Tal endet und der im Sommer selten von einem Bauern befahren wird, der nach seinen weidenden Kühen sieht. Im Winter wird dort eine Skiloipe von den Nationalpark-Rangern für Skiwandernde gespurt. Zwischen Weg und Hütte liegt ein undurchsichtiger Fichten- und Föhrenwald, weshalb selbst Einheimische sie nicht kennen. Bis ins nächste Dorf sind es knapp drei Stunden zu Fuß, über Berge, Täler und Wald.

Als die Sonne hinter den Fichten verschwand und meine Frau immer noch nicht zurück war, wurde es kühl und die bläulichen Schatten fielen in die Lichtung ein. Ich stand in der Hütte vor dem Fenster, neben dem knisternden Ofen, glaubte jemanden sprechen zu hören. Also trat ich nach draußen. Ein weißer Felsblock strahlte mich durch die Dunkelheit an, wirkte derart lebendig – was ich auch heute noch so empfinde, nahezu gänzlich von Moos, Tannen und Fichten überwuchert. Dieser einzige, weiße Fixpunkt in dieser ansonsten von Grün überfluteten Senke. Der plätschernde Holzbrunnen vor dem Haus erzählte weiter, ohne, dass ich ihm zuhörte.

Zurück in der Hütte sah ich erneut aus dem Fenster. Der Bergkuppenstrich vor mir zeichnete eine schwarze Linie zum Weiß des Himmels. Wie ein Scherenschnitt; Theater. Die Welt die Bühne und ich der einzige Schauspieler.

*In der Wärme und Stille wurde ich schläfrig. Ich versperrte die Tür und nahm den Schlüssel mit in meine Kammer. Legte mich in das kalte Bett. Blies die Kerze aus. Und dann überfiel mich die Schwärze der Nacht und ich glaubte zu wissen, warum die Menschen früher, gerade im Gebirge, in all dieser Dunkelheit und Einsamkeit an einen Gott, an ein allmächtiges Wesen glauben wollten. Ich war so müde, dass ich trotz der feucht-kalten Steppdecke sofort einschlief.*

Ich erwachte vom Regen, der auf das Dach der Jagdhütte schlug, die Tropfen fielen parallel zu den Tannen, als hätte alles seine Ordnung. Ohne zu frühstücken verließ ich die Hütte, um meine Frau zu suchen. Entdeckte den höllenschwarzen, glänzenden Alpensalamander auf dem Weg, der mich aus seinen langgestreckten Röhrenaugen anglotzte, seine Vorderfüße langgestreckt, still verharrend.

*Ich merkte kaum, wie kühl und feucht es im Kar war, weil ich darüber nachgrübelte, was aus meiner Frau geworden war. Da trat die Straße aus dem Tal heraus. Nach wenigen Schritten stieß ich mit der Stirn heftig an und taumelte zurück. Verdutzt streckte ich die Hand aus und berührte etwas Glattes und Kühles: einen glatten kühlen Widerstand an einer Stelle, an der doch gar nichts sein konnte als Luft. Dann hörte ich lautes Pochen und sah um mich, ehe ich begriff, daß es mein eigener Herzschlag war, der mir in den Ohren dröhnte.*

*Es gibt Stunden, in denen ich mich freue auf eine Zeit, in der es nichts mehr geben wird, woran ich mein Herz hängen könnte. Darum bin ich auch froh, dass ich meine Frau längst losgelassen habe, weil sich ihre Hand in meiner wie eine ungeschlülpte, spitze Kastanie angefühlt hatte. Ich weiß nun, warum ich damals täglich das Gefühl hatte bald sterben zu müssen. War nie mehr glücklich gewesen. Alles veränderte sich auf eine trostlose Weise, und ich hörte auf, wirklich zu leben. Noch bevor ich die unzähligen Nachrichten an ihre Liebhaberinnen, auf ihrem für mich jetzt völlig nutzlosem Handy fand, als ich vor der Wand stand. Jetzt bin ich nur noch ein Mensch ohne kollektive Bedeutung, ganz einfach nur ein Individuum. Und trotzdem bin ich müde davon, dass mir doch alles wieder genommen wird. Es gibt keinen Ausweg, denn solange es im Wald ein Geschöpf gibt, das ich lieben könnte, werde ich es tun; und wenn es einmal wirklich nichts mehr gibt, werde ich aufhören zu leben. Lieben*

*und für ein anderes Wesen sorgen ist ein sehr mühsames Geschäft und viel schwerer, als zu töten und zu zerstören. Ein Kind aufzuziehen dauert zwanzig Jahre, es zu töten zehn Sekunden.*

Kasten:

Der Schriftsteller Leonhard F. Seidl verbrachte im August zwei Wochen als Stipendiat auf einer ehemaligen Jagdhütte im Nationalpark Gesäuse in Österreich. Die Shortstory ist eine Hommage an die Schriftstellerin Marlene Haushofer anlässlich ihres 100. Geburtstages. Die kursiven Stellen stammen aus ihrem Roman *Die Wand* Deutscher Taschenbuch Verlag, 1999. Soeben ist Seidls fünfter Roman *Der falsche Schah* im Volk Verlag erschienen